

## Geld und Münze in der Steiermark

Vortrag, gehalten in der Jahreshauptversammlung des Vereines  
am 28. Februar 1964.

Von GÜNTHER PROBSZT-OHSTORFF

Im 7. Jahrhundert vor Christus sind in den damals unter lydischer Oberhoheit stehenden griechischen Küstenstädten Kleinasien kleine Metallklümpchen, wie man sie wohl schon früher als Tauschmittel verwendet hatte, mit einem obrigkeitlichen Stempel versehen worden, wodurch die Obrigkeit eine gewisse Garantie für die gute Beschaffenheit dieser Klümpchen übernahm. Diese Gewährleistung hat dann später in dem deutschen Wort „Währung“ ihren Niederschlag gefunden<sup>1</sup>.

Ungefähr zwei Jahrhunderte später hat man in Rom und Italien mit irgendeinem Bild versehene Kupferbarren verschiedenen Gewichtes in Umlauf gesetzt, die dem Abnehmer vorgewogen wurden. In der Steiermark sind aus verschiedenen prähistorischen Perioden stammende Gegenstände, etwa Bronzebeile oder Armringe, in größeren Mengen aufgedeckt worden. Diese Mengen lassen darauf schließen, daß diese Gegenstände dem Tausch dienten, so daß man von ihnen ganze Depots anlegte, um sie stets bei der Hand zu haben.

Alles dieses und noch vieles andere sind Formen des Geldes, nur die eingangs genannten Metallklümpchen sind bereits Münzen, alles übrige ist Geld. Münzen sind nach der Definition Luschins Metallstücke, die, um als gesetzliches Zahlungsmittel zu dienen, im Namen und nach Vorschrift des Staates durch mancherlei mechanische Vorgänge eine vorgeschriebene Form erhalten haben und deren Wert, wie schon angedeutet wurde, vom Staate verbürgt ist<sup>2</sup>. Geld ist dagegen alles, was einem Gegenstand ohne Mitwirkung der Staatsgewalt schon durch den Verkehr erteilt wird, wie etwa Kaurimuscheln, Mühlesteine, Felle, wie etwa des

<sup>1</sup> Josef Dobretsberger, Vom Ursprung des Münzgeldes. Finanzarchiv, N. F. XXI, H. 1 (April 1961), S. 60 ff. — S. hiezu auch meine beiden Breviere: „Wesen und Wandel der Münze“ und „Goldmünzen“, Braunschweig (1963).

<sup>2</sup> A. Luschin v. Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit (Handbuch d. mittelalterl. u. neueren Gesch., hg. v. G. v. Below u. F. Meinecke), 2. verm. Aufl., München u. Berlin 1926, S. 23. — Über die einzelnen Begriffe s. „Wörterbuch der Münzkunde“, hg. von Friedrich Frhrn. v. Schrötter, Berlin-Leipzig 1930.

Alle Rechte vorbehalten!

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Historischer Verein für Steiermark,  
Graz, Hamerlinggasse 3.

Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Tremel, Graz, Harrachgasse 1.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Druck: LEYKAM AG, Graz.

Für Mitglieder des Vereines als Jahressgabe 1965 kostenlos, im Buchhandel S 108.—

slawonischen Marders, mit denen eine besondere Steuer, die Marturina, beglichen wurde, und natürlich das Papiergeld, das bekanntlich nicht nur vom Staat, sondern auch von Privaten, Banken u. dgl. herausgegeben werden kann. Im Berlin der zweiten Nachkriegszeit hat es sogar eine „Zigarettenwährung“ gegeben.

Dies nur zur begrifflichen Präzisierung. Die Scheidung zwischen diesen beiden Kategorien wird leider in der Literatur nicht immer genau eingehalten, was mitunter zu bedauerlichen Mißverständnissen führen kann. Hier aber wollen wir nur über die Geschichte der Münze in der Steiermark sprechen.

Tauschhandel ist in der Steiermark natürlich schon in ältesten Zeiten getrieben worden, ein Beweis sind die eben erwähnten Depotfunde, aber zu eigenen Münzen ist es erst recht spät gekommen, zumal ja ihre Ausprägung auch eine gewisse Stufe des Bergbaues, vor allem aber den Umstand voraussetzt, daß es im Lande selbst Edelmetallgruben gibt. Da hatten es die alten Lydier schon bedeutend leichter. Sie fanden nämlich ihr Münzmetall, das sogenannte Elektron, eine natürliche Mischung aus Silber und Gold, worin das Silber überwiegt, in einem fast schon gebrauchsfähigen Zustand in den Fluten des goldreichen Flusses Paktolos, an dessen Ufern die Landeshauptstadt Sardes lag. In der Steiermark sind aus der Frühzeit keine Edelmetallbergwerke bekannt, dafür gab es diese im benachbarten Kärnten in reicher Fülle. Der Grieche Polybios, der ungefähr von 205 bis 123 vor Christi Geburt lebte, berichtet nämlich, „daß zu seiner Zeit bei Aquileja und bei den Tauriskern, vorzüglich aber bei den Norikern ein derartig ergiebiges Goldlager aufgefunden worden sei, daß man nach einem Aushub von zwei Fuß Tiefe sofort auf Grabgold stieß. Als aber Italiker den Barbaren durch zwei Monate behilflich waren, sei sofort der Preis des Goldes in Italien um ein Drittel gesunken. Als die Taurisker aber genügend Kenntnisse erlangt hatten, hätten sie, nach Vertreibung ihrer Werkgenossen, den ganzen Goldhandel an sich gerissen. Nun sind die Römer im Besitz aller dieser Golderze<sup>3</sup>“.

Dieser Bericht führt uns in das Gebiet der Tauern und in die Zeit der Kelten, die der fremden Ausbeuter überdrüssig geworden waren und den Ertrag ihrer Bergschätze begreiflicherweise mit niemand teilen wollten. Als Nachbarn und Handelspartner der Römer haben diese Kelten auch schon die Münzprägung gekannt und in ziemlichem Umfang auch ausgeübt, bei uns jedoch — ungleich anderen keltischen Stämmen,

<sup>3</sup> Zitiert bei Hermann Wießner, *Gesch. d. Kärntner Edelmetallbergbaues* (Archiv f. vaterl. Gesch. u. Topographie, 32. Bd.), Klagenfurt 1950, S. 32 f.

insbesondere den Boiern in Böhmen — nur in Silber, nicht auch in Gold, das wohl in unverarbeitetem Zustand in den Südwesten ging. Das norische Königreich war indessen nur ein loses Gefüge, das in mehrere Gaufürstentümer zerfiel, die ziemlich unabhängig nebeneinander standen. Auf steirischem Boden selbst hat wohl keine keltische Münzstätte bestanden, dafür aber wahrscheinlich eine in oder bei Teurnia, einer befestigten Keltensiedlung bei St. Peter im Holz in Oberkärnten, deren Gepräge uns auch die Herrschernamen Atta, Adnamat, Excincomarus und Nemet überliefert haben. Daß aber auch in unserem Lande Keltenmünzen umliefen, bezeugen verschiedene Funde. Das Münzbild ist eine Nachahmung der makedonischen Tetradrachmen Philipps II., des Vaters von Alexander dem Großen, mit dem Zeuskopf und einem Reiter. Das Vorbild war den Kelten nur zu gut bekannt, es zirkulierte bei ihnen zu Tausenden und Abertausenden als Zahlung für geleistete Kriegsdienste und vielleicht auch als Tribut. Das Münzbild, das in ungezählten besseren oder kaum mehr den Archetypus erkennenlassenden Varianten vorkommt, war bei den Kelten deshalb so beliebt, weil das Pferd bei ihnen eine Gottheit oder, wie Rudolf Egger gesagt und gezeigt hat, „der Herr des Magdalensberges“ war<sup>4</sup>.

Die keltische Herrschaft wurde durch die der Römer abgelöst. Sie hatten auf dem Boden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie drei Münzstätten in dem 181 vor Christus gegründeten Aquileja, in Siscia oder Sissek in Kroatien und Sirmium oder Mitrowitz in Slawonien. In der Steiermark gab es keine eigene Münzstätte; aber daß im alten Noricum und damit auch in unserem Lande der Tauschverkehr schon einem intensiven Geldverkehr Platz gemacht hatte, beweisen die zahlreichen römischen Münzfunde im Lande. Leider besitzen wir außer handschriftlichen Zusammenstellungen, die von dem Ehrenpräsidenten der Grazer Numismatischen Vereinigung, Hofrat Dr. Franz Wolf, stammen, noch keine erschöpfende Übersicht über die steirischen Münzfunde, ein Mangel, der um so bedauerlicher ist, weil dadurch der Wissenschaft, insbesondere für die Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsgeschichte, eine der wichtigsten Quellen verschlossen ist, die wir für die Antike und das Mittelalter besitzen. Wir können daher vorläufig nur mit Annäherungswerten operieren.

Als nach dem Zusammenbruch des römischen Imperiums Noricum den einströmenden Germanenstämmen überlassen werden mußte, hörte hierzulande jedes staatlich gelenkte, in geregelten Bahnen verlaufende

<sup>4</sup> Rudolf Egger, *Der Herr des Magdalensberges und sein Zeichen*. Carinthia I, 143, 1953.



Leben für Jahrhunderte auf. Die Reste der bodenständigen Bevölkerung, soweit sie in den Wirren nicht umgekommen oder in die Sklaverei verschleppt worden waren, führten ein kümmerliches Dasein, in dem Geld und Münze keine Rolle mehr spielten. Das jeweilige Herrenvolk lebte von Raub und Beute. Weder die den Germanen nachfolgenden Awaren noch die Slawen oder, wie sie hier hießen, Karantanen haben Münzen geprägt. Sie haben sie wohl gekannt, aber mangels eines intensiven Handelsverkehrs nur zu Anhäufung von Schätzen aus Beutegut verwendet. Waren Zahlungen zu leisten, so bediente man sich des byzantinischen Goldsolidus. Ansonsten herrschte wieder der Tauschhandel vor. Es war also auf die hochentwickelte Geldwirtschaft der Römer, die schon die Institution von Banken gekannt haben, in allen von ihnen verlassenen Gebieten ein schwerer Rückfall in die Primitivität der Frühzeit erfolgt, was zugleich auch ein Zeichen dünner Besiedlung war. Und als endlich Karl der Große die Awaren bezwungen hatte und sich die Verhältnisse dank der Neubesiedelung und Christianisierung langsam wieder zu konsolidieren begannen, stellten die unausgesetzten Ungarneinfälle alle Errungenschaften wieder in Frage.

Wie seine Siedler und seine Missionare bezog das Land auch sein Münzsystem aus dem Westen, aus dem Frankenreich. Und zwar war es Karl der Große selbst, der dieses System schuf, und zwar für sein ganzes Reich, ein System, das mit verhältnismäßig geringen lokalen und zeitlichen Modifikationen bis zum Beginn der Neuzeit andauerte. Nur das Gewicht änderte sich mit der Zeit. Es ist eine reine Silberwährung, deren Münzeinheit der Denar oder Pfennig ist. Silberdenare hatte es schon zur Zeit der römischen Republik und der ersten drei Jahrhunderte der Kaiserzeit gegeben, aber dann in den germanischen Reichen der Völkerwanderung keine Fortsetzung mehr erlebt. Erst im 7. Jahrhundert kommen wieder größere, dem Denar ähnliche Silbermünzen bei den Franken vor, die meisten von ihnen sind jedoch geistlichen Ursprungs. Erst die Karolinger schöpfen das Münzregal als königliches Recht für sich aus. Die meisten Gepräge dieser Zeit sind jetzt königlich, nur wenige sind von weltlichen oder geistlichen Herren geprägt. Und infolge dieser im König konzentrierten Macht ist es ihm auch möglich, ein weithin gültiges Münzsystem zu proklamieren. Erst um das Jahr 1300, als der Pfennig im Laufe der Zeit bereits viel von seinem einstigen Feingewicht eingebüßt hat, werden auch größere Silbermünzen geschlagen. Dies nur zur Orientierung.

Man wird sich bei der Beurteilung der monetären Verhältnisse der Steiermark stets vor Augen halten müssen, daß sie lange Jahrhunderte hindurch ein gegen Osten offenes Grenzland war. Wenn für unsere Ost-

grenze vor alters der Name „des Heiligen Römischen Reiches Hofzaun“ geprägt wurde, so ist aus dieser Bezeichnung mit voller Deutlichkeit die stete Gefährdung unseres Landes gekennzeichnet. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts mußte man hier stets auf einen unvermuteten feindlichen Überfall, Ungarn oder Türken, gefaßt sein. Daß dadurch Handel und Wandel, die natürlichen und vernehmlichsten Träger des Geldverkehrs, mitunter empfindlich litten, muß wohl nicht eigens betont werden. Erst langsam und schrittweise gewinnt seit der Römerzeit die geprägte Münze wieder ihre alte Bedeutung zurück, wenn auch noch lange Zeit der Tauschhandel, also die Naturalwirtschaft, der Geldwirtschaft den Rang streitig macht. Erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts, zu einer Zeit also, wo andere Länder, insbesondere die des Mittelmeerraumes, nur mehr mit Münzen operieren, vollzieht sich auch bei uns der Umschwung zu deren Gunsten.

Während der Kolonisierung und Christianisierung nach der Vernichtung der Awaren und nach der für den Westen siegreichen Schlacht auf dem Lechfeld, die die Ungarn auf lange Zeit in ihre Schranken wies, in dieser unruhigen und gärenden Zeit gibt es im ganzen Südosten des Reiches, mithin auch bei uns, nur geringe Spuren über den Umlauf gemünzten Geldes und einen irgendwie nennenswerten Binnen- und Fernhandel, noch weniger aber gibt es hier ein eigenständiges gemünztes Geld. Erst langsam beginnen sich aus dem Chaos, das die Völkerwanderungszeit hinterlassen hat, die einzelnen Territorien herauszukristallisieren. Es dauert sehr, sehr lange, bis sich die Steiermark von Bayern löst und als selbständiges Herzogtum ihre geschichtliche Mission aufnehmen kann. Wohl hatten die Traungauer als Markgrafen von Steier in Enns und zu Fischau am Steinfeld bei Wiener Neustadt gemünzt, aber diese beiden Münzstätten lagen nicht auf steirischem Boden, und daher kann man noch nicht im heutigen Sinne von einer „bodenständigen“ steirischen Münze sprechen. Diese Traungauer Prägungen entstammen der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, einer Zeit also, als Graz als Stadt kaum 50 Jahre alt geworden war. Enns aber war die Residenz der Traungauer, und die Lage an einem schiffbaren Fluß, der ganz in der Nähe in den mächtigen Donaustrom einmündete, auf dem sich zu dieser Zeit schon ein immerhin reges Handelsleben abspielt, läßt es begreifen, daß die Ottokare als Landesfürsten auch an dem Gewinn partizipieren wollten, den die Münzprägung abwarf. Um diese Zeit war ja das eigentlich nur den Herrschern über das ganze Reich vorbehaltene Münzregal von diesen selbst wieder durchlöchert worden, indem sie weltliche wie geistliche Große zum Dank für geleistete oder noch zu leistende Dienste mit dem Münzrecht begabten. Eine heillose Zersplitterung des Münz-

wesens im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation war die unausbleibliche Folge und damit die Schaffung einer legalen Unordnung vollzogen, die in dem an Krisenherden wahrlich nicht armen Reich eine neue Wurzel der Zwietracht und Gewinnsucht pflanzte, die in dem uns nur allzu geläufigen Begriff „Inflation“ schon frühzeitig ein Krieg, Pest und Hungersnot durchaus ebenbürtiges Schreckgespenst schufen. Wir werden darüber noch ausführlich hören.

Wenn wir von diesem Exkurs in die Frühzeit der österreichischen Münzprägung zurückkehren, also ins 11. Jahrhundert, so gab es zwar im Lande selbst noch keine eigene Münzstätte, dafür aber eine ungemein ergiebige Prägetätigkeit in den Münzstätten unseres Kärntner Nachbarlandes<sup>5</sup>. Und so liefen denn die zu Friesach von den Salzburger Erzbischöfen und zu St. Veit von den Herzogen geprägten Silberpfennige auf ihrem Weg nach dem Osten auch in der Steiermark um. Es war dies eine Münzsorte, die unter dem gemeinsamen Namen „Friesacher“ bis tief nach Südostungarn hinein vorherrschte; denn obwohl die Arpaden in Ungarn seit Stefan dem Heiligen selbst Münzen prägten, die in ihrer Anfangszeit ihrer Güte wegen bis an die Ostsee und zum Ladogasee in Rußland gelangten, so hatten die ungarischen Münzen seither wesentlich von ihrer einstigen Güte und damit auch von ihrer Beliebtheit eingebüßt, ein Umstand, den sich die weise Finanzpolitik der Salzburger Oberhirten zunutze machte. Zwar versuchte Ungarn dieser Überschwemmung mit fremder Münze dadurch zu wehren, daß es selbst Pfennige nach Friesacher Vorbild zu schlagen begann, aber diese Maßnahme schlug im Grunde fehl; erst der Mongolensturm des Jahres 1242, der jeglichen Handel mit dem Osten unterband, setzte dem Vordringen der Friesacher nach Ungarn ein Ende. Die Prägung der Friesacher war übrigens nicht auf die beiden genannten Münzstätten beschränkt geblieben. Längs der Drau und Save, als den wichtigsten Wasserstraßen nach Kroatien, wie auch an anderen in dieses Land führenden Handelswegen waren noch andere Münzstätten entstanden, die Friesacher prägten. Auf altsteirischem Boden entstanden so die Münzstätten von Pettau, wo die Erzbischöfe eine Zeitlang gemeinsam mit den Babenbergern als Erben der Traungauer münzten, und zu Rann, hart an der kroatischen Grenze. Un-

<sup>5</sup> Über das mittelalterliche Münzwesen Österreichs s. Arnold L u s c h i n v. E b e n g r e u t h, Umriss einer Münzgesch. d. altösterreich. Lande vor 1500. Num. Zschr., Wien (abgek. WNZ) XLII (N. F. II), 1909, S. 137 ff. — Die Literatur über die Münzgesch. d. einzelnen Erbländer und ihrer Münzstätten ist ungemein reichhaltig, jedoch ihrem wissenschaftlichen Wert nach sehr verschieden. Ich habe sie in meiner „Quellenkunde der Münz- und Geldgesch. d. ehemal. Österr.-Ungar. Monarchie“, Graz 1953, und den beiden Nachträgen hierzu (Graz 1860 u. 1963), die den Heften I und II der von mir herausgegebenen Zschr. „Num. Literatus Osteuropas und des Balkans“ beiliegen, angeführt.

gefähr zur gleichen Zeit, der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, lassen die Babenberger, nunmehr Herzöge von Österreich und Steiermark, ihre älteste Münzstätte Krems unter Leopold dem Glorreichen eingehen, setzen aber den Betrieb in Enns und Wiener Neustadt fort und eröffnen nunmehr auch in der Grünen Mark neue Münzstätten in dem schon erwähnten Pettau und endlich auch in Graz. Hauptmünzstätte bleibt indessen Wien, die unter der zielbewußten Handelspolitik einen gewaltigen Aufschwung nimmt. Ihre Erzeugnisse, die berühmten Wiener Pfennige, werden zu Ausgang des Mittelalters die vorherrschende und einzige Münzsorte auch in der Steiermark sein.

Die Silberpfennige der jungen Münzstätte Graz, der *moneta de Graze* oder *de Graez*, erfreuen sich ihres guten Feingehaltes wegen alsbald eines ebenso guten Rufes wie die Friesacher, hatten aber merkwürdigerweise doch nur einen im großen und ganzen auf das Ursprungsland beschränkten Umlauf. Der Grund dieser Beschränkung war der eben erwähnte Umstand, daß die Babenberger, wie nach ihnen auch die Habsburger, Wien aus fiskalischen Gründen eine ganz besondere Förderung angedeihen ließen, so daß schon die ersten Serien der hier geprägten Pfennige sogleich auf steirisches Gebiet hinübergriffen und die Landesmünze verdrängten.

Der gesamtsteirische Münzumschlag ist übrigens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein recht bunter. Man begegnet hier Pfennigen nach Friesacher Schlag aus der Grazer und der Zeiringer Münze. Hier in der Obersteiermark hatte man nämlich nach Entdeckung ungewöhnlich reicher Silbergruben eine eigene Münzstätte errichtet, um sich den kostspieligen und auch riskanten Transport in das Münzhaus der Landeshauptstadt zu ersparen. Die Ausmünzung in Zeiring mußte jedoch schon 1361 nach einem katastrophalen Wassereinbruch im Bergwerk, durch den fast die gesamte, mehrere hundert Personen betragende Belegschaft ums Leben kam, wieder eingestellt werden. Die ursprüngliche Nachahmung des Friesacher Vorbildes war dann mit der Zeit dem ziemlich festumrissenen Typus des Grazer Pfennigs gewichen. So liefen denn in dem erwähnten Zeitraum in der Steiermark neben den hier geprägten Silberpfennigen auch Wiener, Friesacher und Salzburger sowie auch außerhalb Österreichs geprägte Münzen um. Dagegen kamen die Agleier, die Silberdenare der Patriarchen von Aquileja, die in Kärnten stark vertreten waren, in der heutigen Steiermark nur um Neumarkt und Sankt Lambrecht vor.

Die Grazer Münzstätte hat übrigens in ihrer Glanzzeit zwei besonders interessante Pfennige hervorgebracht, bedeutsam dadurch, weil sie zu den frühesten Münzen überhaupt gehören, die an Stelle einer lateinischen



eine deutsche Umschrift besitzen. Die eine ist der ebenso berühmte als seltene „Schilt von Steir“ mit dem steirischen Panther, die andere trägt um den böhmischen Löwen herum die Worte „Mvne Gretz“. Beide Stücke wurden unter der Herrschaft Przemysl Ottokars II. geprägt, der nach dem Aussterben der Babenberger im Mannesstamme 1246 während des Interregnums bis zu seinem Untergang in der Schlacht auf dem Marchfeld auch Teile der Steiermark usurpiert hatte. Auch die Ungarn haben damals hier eine Zeitlang geherrscht und auch gemünzt<sup>6</sup>.

Dem Grazer Pfennig war keine lange Lebensdauer mehr beschieden. Immer größere Gebiete der Steiermark eroberte sich der Wiener Pfennig; wo trotzdem noch immer Grazer Pfennige im Umlauf waren, verloren sie etwa seit der Mitte des 14. Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung. Überhaupt bahnt sich jetzt für ganz Österreich eine grundlegende Änderung des Münzlaufes an<sup>7</sup>. Die Periode der territorialen Pfennigmünze geht unwiderruflich ihrem Ende entgegen. Besonders in den östlichen Bundesländern gilt nur mehr der Wiener Pfennig, doch wird er alsbald für den zunehmenden Handels- und Zahlungsverkehr zu gering. Schon deshalb, weil er um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine böse Krise hatte durchmachen müssen, die unter dem Namen „Schinderlingszeit“ in die Geschichte eingegangen ist. Es ist dies die erste jener, ich betone: *metallinen* Inflationen, die die von ihr betroffenen Länder an den Rand des Verderbens gebracht haben. Sie spielte sich ab, als die feindlichen Brüder Kaiser Friedrich III. und Erzherzog Albrecht VI. wegen des umstrittenen Erbes nach ihrem jung verstorbenen Neffen Ladislaus V. Posthumus in einen langwierigen und ungemein kostspieligen Krieg verwickelt waren. Das für große Mengen guter, vollwertiger Münzen notwendige Silber war in ausreichendem Maße nicht zu beschaffen, wie denn überhaupt die Silberversorgung während des ganzen Mittelalters nicht nur in Österreich und damit auch in der Steiermark, sondern in nahezu allen deutschen Ländern ein immer neu wiederkehrendes, schwer zu bewältigendes Problem bildet<sup>7a</sup>. Nun hatte bei dem damaligen Stand des Bergbaues Kärnten nicht mehr viel, die Steiermark und Krain kaum und die beiden Österreich überhaupt keine Silbervorkommen. Der Krieg aber wollte kein Ende nehmen, und so griffen beide

<sup>6</sup> Walter Schmid, Schilt von Steir. In: „Schild von Steier, Beitr. z. steir. Vor- u. Frühgesch.“, H. 1, Graz 1945, S. 5 ff. — Die Arbeit ist heute durch neuere Forschungen allerdings überholt.

<sup>7</sup> Bernhard Koch, Grundzüge einer mittelalterl. Währungsgeographie Österreichs. WNZ. LXXVIII (1959), S. 58 ff. — Vgl. ferner Günther Probszt, Der Münzlauf in der Oststeiermark von der Antike bis zur Gründung des Deutsch-Österr. Münzvereines von 1857. In: „100 Jahre Sparkasse in Feldbach 1862 bis 1962“, S. 49 ff.

<sup>7a</sup> Vgl. Günther Probszt, Die Metallversorgung der öst. Münzstätten. „Der Anschnitt“, 15. Jg., Bochum 1963, H. 4.

Parteien zu dem zwar verwerflichen, aber immer wieder geübten Mittel der Münzverschlechterung, die schon in früheren Jahrhunderten in der sogenannten „Renovatio monetae“, der fast alljährlichen Münzerneuerung, die stets zuungunsten des die alten Münzen Abliefernden ausfiel, ihr Vorbild hatte. Aber nicht nur die beiden Brüder ließen schlechte Münzen schlagen. Zu allem Überfluß verlieh der Kaiser in seiner Bedrängnis das Münzrecht auch einigen seiner Kämmerer und Söldnerführer, unter welch letzteren der bekannte Ritter Andreas Baumkirchner auf Burg Schlaining an erster Stelle zu nennen ist. Alle diese Herren schreckten, um sich die Taschen zu füllen, auch vor offener Falschmünzerei nicht zurück, indem sie ihre in der Art der Wiener Pfennige des Kaisers geprägten Münzen fast nur mehr aus Kupfer herstellen ließen. Silber aber war bekanntlich während des ganzen Mittelalters das eigentliche Münzmetall. Mit Recht konnte daher ein Zeitgenosse, der Kärntner Pfarrer Jakob Unrest, klagen: „Wer viel alter Kessel hatte, der münzte desto besser. Von Tag zu Tag wurden die Münzen leichter und das währte bis sie der gemeine Mann nicht mehr nehmen wollte, denn nun waren sie kupfern.“ „Und derselben Kreuzer und Pfennig wurden so viel gebracht gen Wien, daß zum letzten die Kinder auf der Gassen soviel der Pfennige hatten, daß sie die von ihnen warfen“, meldet ein anderer Bericht. Das Volk nannte dieses Schandgeld „Hebrenko“ oder noch treffender „Schinderling“ und stellte es in eine Reihe mit Teuerung, Pest, Kriegen und anderen Landplagen<sup>8</sup>.

Merkwürdigerweise wurden während dieser schrecklichen Zeit „Wiener Pfennige“ in mehreren Münzstätten geprägt, nur nicht in Wien selbst. Dafür legte in Graz der Münzpächter Balthasar Eggenberger, der Stammvater des später zu fürstlichen Ehren emporgestiegenen Geschlechts, durch betrügerische Manipulationen den Grundstock zu einem bedeutenden Vermögen. Gutes Geld lief damals kaum im Lande um; soweit es dennoch vorhanden war, ward es ängstlich verborgen. Zu allem Überfluß fielen kurz nach dem Ende dieser Zeit, die man mit Recht auch die Zeit des österreichischen Faustrechts genannt hat, 1479 auch die Ungarn und ein Jahr später die Türken in die Steiermark ein. Das „Landplagenbild“ am Grazer Dom ist — oder sollte man besser sagen: war — eine beredte Erinnerung an diese drangvollen Jahre, die natürlich auch im Handel und

<sup>8</sup> Vgl. dazu Arnold Luschin v. Ebengreuth, Das Münzwesen in Österreich ob und unter der Enns im ausgehenden Mittelalter. Jb. d. Ver. f. Landesk. von NÖ. N. F. 15/16 (1916/17), S. 375 ff. — Die Darstellung der Schinderlingszeit bei Richard Gaettens, Inflationen. Das Drama der Geldwertungen vom Altertum bis zur Gegenwart, München (1955), S. 40 ff. ist unzuverlässig. Die grundlegenden Untersuchungen Luschins werden hier nicht einmal erwähnt! Das gleiche gilt auch für die weiter unten behandelte „Zeit der Kipper und Wipper“ (S. 74 ff.).

Geldwesen nachdrückliche Spuren hinterlassen haben. Erst der Tod des ungarischen Königs Matthias Corvinus, der 1490 in dem von ihm eroberten Wien starb, brachte langsam wieder halbwegs normale Verhältnisse.

Wir müssen noch einmal ins 14. Jahrhundert zurückblenden. Es war in der Geschichte des österreichischen Handels wohl die glücklichste Zeit im ganzen Mittelalter gewesen. Der Handel mit Ungarn war trotz mancher Gegenbestrebung noch in der Hand der Wiener, jener mit Venedig wegen der territorialen Erwerbungen gegen Süden in stetiger Entwicklung. Die Italienstraße, die von Wien über den Semmering, Mürz- und Murtal, über den Neumarkter Sattel nach Villach und von hier durch das Kanaltal in die Lagunenstadt führte, brachte ihren Anrainern reichen Gewinn. In den italienischen Handelsstädten Florenz, Genua und Venedig hatte man für den florierenden Levantehandel nach jahrhundertelanger Pause wieder Goldstücke geprägt, um diesen Handel fruchtbringend zu gestalten. Denn in Anbetracht dessen Umfanges reichten die bisherigen Silbermünzen zum Einkauf der Importwaren, die zu einem nicht geringen Teil aus kostspieligen Luxusartikeln bestanden, keineswegs aus. Diese immer mehr zunehmende Einbürgerung des Goldes als Großhandelsgeld hat auch auf das österreichische Münzwesen erheblich eingewirkt, vor allem dadurch, daß sie eine, wenn auch nur kurzlebige, Goldmünzung auch bei uns auslöste, und zwar in der alten obersteirischen Handelsstadt Judenburg<sup>9</sup>.

Diese Judenburger Goldprägung fällt mit dem Beginn des alpenländischen Goldbergbaues zusammen. In unserem Fall handelte es sich um Tauerngold, und zwar auf der salzburgischen Seite des Gebirges. Der so ergiebige Kärntner Goldbergbau kam erst im 16. Jahrhundert zum Zuge, während die Steiermark dieses Metall kaum je in ausreichendem Maße produzierte. Dagegen betrieb das Erzstift schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts einen regen bergmännischen Abbau seiner reichen Goldvorkommen. Infolge seiner kritischen Finanzlage verpachtete nun Erzbischof Ortolf von Weisseneck seine Regalrechte an den Goldbergwerken, insbesondere in Gastein und Rauris, 1344 an eine Gesellschaft von Judenburger Bürgern, zehn Jahre später, 1354, nahm ein anderes, gleichfalls aus Judenburg stammendes, Konsortium dieselben Rechte in Gastein und Rauris, dann Frone und Wechsel im Lungau, im Malta- und Liesertal und zu Sachsenberg in Kärnten in Bestand. 1378 verlieh dann der mächtige Erzbischof Pilgrim von Puchheim seine Regalrechte nochmals weiter.

<sup>9</sup> Günther Probszt, Judenburg in der Münz- und Geldgesch. vergangener Jahrhunderte (Judenburger Museumsschriften II), Judenburg 1958, S. 15 ff.

Es waren aber nicht nur Judenburger Bürger an dieser Ausbeutung beteiligt; in allen Fällen aber war es städtisches Kapital, das nach einer Anlagemöglichkeit suchte und sich daher an dem vielversprechenden Bergbau beteiligte. Dieses Vermögen aber stammte mit größter Wahrscheinlichkeit aus dem Fernhandel mit Italien. Judenburg gehörte ja in diesem Jahrhundert zu den wenigen Städten an der Italien- und zugleich Eisenstraße, auf der durch den vom Landesfürsten geübten Straßenzwang der gesamte Italienhandel der östlichen österreichischen Lande konzentriert war, während für die westlichen der Brenner die gleiche Rolle spielte. Judenburg handelte mit „venedischer war“ bis nach Wien und war hier sogar vom Stapelrecht ausgenommen, mußte daher den Wiener Zwischenhandel nicht über sich ergehen lassen, sondern durfte unmittelbar weiterverkaufen. Ein Privileg übrigens, das nicht einmal die Landeshauptstadt Graz besaß, die ihre italienischen Waren über Judenburg beziehen mußte!

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Judenburger für ihre Geschäfte mit Venedig auch ihre eigenen Goldmünzen haben wollten, schon weil sie ja bereits bei ihrer Ausprägung verdienen konnten. Der Landesfürst wird ihnen dazu gern sein Placet erteilt haben, zumal ja auch er in irgendeiner Form dabei profitierte. So schlugen denn die Judenburger unter Albrecht II., Rudolf IV., und Albrecht III., also durch ungefähr zwei Generationen hindurch, Goldgulden, zunächst genau nach dem Florentiner Vorbild mit der heraldischen Lilie und dem hl. Johannes dem Täufer, später aber mit dem Bindenschild und dem steirischen Panther an Stelle der Wappenlilie. Diese Goldgulden gehören bereits zu den großen Seltenheiten. Den Typus mit der Lilie sammelt man besonders in Belgien, weil man ihn trotz des unverkennbaren kleinen Bindenschildes neben dem Kopf des Heiligen für einen Goldgulden der Grafen von Hennegau erklärt. Altüberlieferte Irrtümer sind eben unausrottbar.

Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts verschwindet dann die Goldprägung wieder aus Süddeutschland, und um die gleiche Zeit wird auch die Verbindung der Judenburger Gesellschaft mit Salzburg gelöst. Wir besitzen keine urkundlichen Belege darüber, wir wissen nur, daß Erzbischof Pilgrim 1386 den Pachtvertrag nicht mehr erneuerte. Es hat den Anschein, daß um diese Zeit der Salzburger Goldbergbau schon erschöpft war und seine Fortführung zu hohe Kosten erfordert hätte, die schon aus dem Grund nicht tragbar waren, weil um diese Zeit der ungarische Goldgulden jeden Wettbewerb mit ihm schlechthin aus dem Felde schlug. Er, der „Ongaro“, wie er in Italien hieß, galt auch dort als höchst begehrt wegen seines feinen Goldgehalts, und so mußte sich auch der öster-



reichische Handel zu Zahlungen mit dieser aus schier unerschöpflichen Quellen gespeisten Goldprägung des Nachbarlandes bequemen<sup>9a</sup>.

Goldmangel auf der einen, Überfluß an Silber auf der anderen Seite lösten ein Jahrhundert später ein monetäres Ereignis aus, das geradezu weltweite Folgen hatte. Der Zahlungsverkehr konnte, wie schon erwähnt, schon seit langem nicht mehr mit den notabene immer schlechter gewordenen Silberpfennigen sein Auslangen finden. Auch der auf altösterreichischem Boden in Meran entstandene „Kreuzer“, den man ob des Doppelkreuzes auf der Rückseite und der Lage der Münzstätte zuerst „Etschkreuzer“ nannte, konnte, weil nur wenig größer und wertvoller, die Bedürfnisse des Handels nicht befriedigen. Nun waren zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf dem Falkenstein bei Schwaz im Inntal riesige Silberlager entdeckt worden. Verschiedene Umstände hatten es dann mit sich gebracht, daß die Tiroler Münzstätte aus Meran in die Nachbarschaft von Schwaz, nach Hall, verlegt wurde. Hier entstand dann, weil auch Tirol Gold nur in geringen Mengen produzierte, unter Erzherzog Sigismund dem Münzreichen das Silberäquivalent des Goldguldens, der aus gutem Silber geprägte „Guldener“. Der Zufall wollte es dann, daß wenige Jahrzehnte später auch im böhmisch-sächsischen Erzgebirge große Silberlager entdeckt wurden. Auch in Kursachsen entstanden jetzt solche Großsilbermünzen, ebenso in Joachimsthal in Böhmen, wo die Grafen Schlik sie ebenfalls ausprägten und auf die eine Seite des Münzbildes den Ortsheiligen über ihr Familienwappen setzten. Das Volk nannte diese Stücke nach ihrem Ursprung „Joachimsthaler“, woraus in der Mühle der Zeit alsbald der uns geläufige „Taler“ und schließlich der amerikanische „Dollar“ wurde<sup>10</sup>.

Damit war das Münzwesen endlich auf eine gänzlich neue und vor allem gesündere Grundlage gestellt, was auch durch den Umstand gefördert wurde, daß nach dem Thronverzicht Sigismunds von Tirol sein Neffe, der junge und tatkräftige Maximilian I. über das gesamte österreichische Ländergebiet, die Erbländer, gebot, zu denen nach der katastrophalen ungarischen Niederlage bei Mohács durch die Türken kraft eines Erbfolgevertrages mit den ungarischen Jagellonen auch die Länder der Wenzels- und der Stefanskronen kamen; diese allerdings infolge der sich immer mehr und mehr in Ungarn ausbreitenden Türkenherrschaft freilich in einem stark reduzierten Umfang. Erst Ende des 17. Jahrhunderts war das

<sup>9a</sup> Günther P r o b s z t, Die Rolle des ungar. Goldguldens in der öst. Wirtschaft des Mittelalters. SOF. XXII (1963), 234 ff., und Festschrift f. Balduin Saria (Buchreihe der Südostdeutschen Hist. Kommission 11), München 1964, 209 ff.

<sup>10</sup> K. Moeser—F. Dworschak, Erzherzog Sigismund, der Münzreiche von Tirol, 1427 bis 1496. Wien 1936, S. 18 ff.

gesamte ungarische Territorium türkenfrei, und infolge Verzichts des letzten siebenbürgischen Fürsten auf seine Rechte kehrte auch dieses edelmetallreiche Land wieder ins Abendland zurück.

Dieses gegen den Erbfeind der Christenheit zu verteidigen, war die oberste Aufgabe. Sie lag fast zur Gänze auf den Schultern seiner Herrscher. Nur in geringem Ausmaß gewährte man vom Reich Söldner oder Subsidien. Man war in Deutschland weit vom Schuß und befaßte sich lieber mit den eigenen Händeln. Dementsprechend sah auch das Münzwesen der damaligen Zeit aus. Drei Reichsmünzordnungen, 1524 zu Esslingen, 1555 und 1559 zu Augsburg, versuchten das im Heiligen Reich herrschende Münzchaos zu regeln. Da gab es unzählige Münzberechtigte im Reich und noch mehr Münzstätten. Geistliche und weltliche Fürsten, Grafen, Herren, Städte besaßen das Münzrecht und übten es auch aus, und daneben gab es noch eine erkleckliche Anzahl von sogenannten Heckenmünzstätten, wo Unbefugte sich dieses Recht einfach angemäht hatten und infolge mehr als unterwertiger Ausbringung ihrer Gepräge eine Art öffentlicher Münzfälschung betrieben, deren man nicht Herr zu werden vermochte. Und auch die Berechtigten betrachteten ihre Befugnis mehr oder minder als Freibrief zu ihrer Bereicherung denn als Ausübung eines der Wirtschaft und der Öffentlichkeit dienenden, also notwendigen Rechts. Es war dies eine Zeit, die dadurch gekennzeichnet ist, daß sich in ihr ein ewiger Kampf zwischen Staat und Verkehr um die Reinheit der Landeswährung abspielte. Es war, wie Werner Sombart es treffend formuliert hat, „ein ewiges Einerlei in Hunderten von Verordnungen und Gesetzen: Klagen über das Überhandnehmen fremder Münzen, Verbot ihrer Benützung, das offenbar wirkungslos geblieben ist, wie wir aus den häufigen Wiederholungen schließen dürfen, teilweise auch Gestattung fremder Münzen“<sup>11</sup>. Dieses Charakteristikum des Münz- und Geldwesens der frühkapitalistischen Epoche ist das getreue Spiegelbild einer neuen Wirtschaftsgesinnung. Die Naturalwirtschaft war jetzt im großen und ganzen endgültig von der Geldwirtschaft abgelöst worden. Die Münze war Allgemeingut geworden, nur hatte sich der Übergang zu schnell und in zu krassen Formen vollzogen.

Im Raum der ehemaligen Donaumonarchie wurde in einer ziemlichen Anzahl von Münzstätten geprägt, fast jedes Erbland wies eine oder auch deren mehrere auf. Die in ihnen hergestellten Münzen waren im großen und ganzen einander ähnlich, aber durch die verschiedenen Landeswappen, Umschrift sowie Münzzeichen u. dgl. waren sie doch soweit von-

<sup>11</sup> Werner S o m b a r t, Der moderne Kapitalismus I/1, 4. Aufl., München u. Leipzig 1921, S. 409.

einander unterschieden, daß die Münzstätten erkennbar waren. Auch in Graz, wo Balthasar Eggenberger zuletzt seine bösen Schwarzpfennige geprägt hatte, dann aber die Münze geschlossen worden war, wurde nun unter Ferdinand I. endlich wieder 1527 ein eigenes Münzhaus eingerichtet, nachdem ein darauf abzielender Plan Maximilians I. nicht realisiert werden konnte. Diese neue Münzstätte verdankt ihre Entstehung vor allem dem Umstand, daß infolge der ständig zunehmenden Türkengefahr das Kirchensilber eingezogen und mit größter Beschleunigung zur Entlohnung der Soldtruppen an der Grenze vermünzt werden mußte. Die Münze befand sich zunächst in dem im Sack gelegenen Hubhaus unter der Steinwand; als sie aber bald nach ihrer Errichtung von den Landständen als Pächter übernommen wurde, übersiedelte sie in das „alte Badgassel“, die heutige Landhausgasse. Aber der Betrieb war nicht von langer Dauer. Der akute Silbermangel zwang zur Einstellung. Aus dem Jahre 1551 stammt die letzte Münze dieser Periode: ein Silberpfennig. Dann herrschte fast jahrzehntelang Ruhe. Dafür prosperierte während dieser Zeit die Klagenfurter Münze, die Gold- wie auch große und kleine Silbermünzen ausprägte, was der damaligen Blüte des heimischen Edelmetallbergbaues zu verdanken war<sup>12</sup>.

1564 starb Ferdinand I. Seine Länder wurden unter den drei Söhnen aufgeteilt. Der Jüngste von ihnen, Erzherzog Karl, erhielt Innerösterreich. Seine Residenz war Graz. Seinem gleich nach dem Regierungsantritt gefaßten Entschluß, die Grazer Münze wieder zu reaktivieren, stellten sich große Schwierigkeiten entgegen<sup>13</sup>. Erst nach langwierigen Verhandlungen erklärten sich die Stände bereit, den Betrieb in Pacht zu nehmen. Sie willigten erst ein, als ihnen im Hinblick auf die mindere Ertragsfähigkeit der steirischen Bergwerke und die hohen Investitions- und Betriebskosten vom Landesfürsten der Schlagschatz, d. h. die „Differenz zwischen dem Nennwert einer Münze und ihrem Sachwert abzüglich der Münzkosten“ erlassen wurde. „Der Nennwert einer Münze setzt sich also zusammen aus dem Wert des in ihr enthaltenen Metalls, aus den Münzkosten und dem Schlagschatz. Der Schlagschatz ist der Reingewinn, den die Regierung beim Münzgeschäft macht.“ Das war mithin ein großes Zugeständnis des Erzherzogs, das nur dadurch einigermaßen kompensiert wurde, daß die Stände die Besoldung des Wardeins übernahmen,

<sup>12</sup> Johann Newald, Das Münzwesen Ferdinands I., Wien 1883, S. 19 ff., 69 ff. u. 107 ff.

<sup>13</sup> Ich habe über diese Periode eingehend gehandelt: 1. Das Grazer Münzhaus 1573 bis 1782. WNZ. LIV (1921), S. 19 ff.; 2. Der Münzbetrieb in Innerösterreich von 1564 bis 1620. WNZ. LV (1922), S. 17 ff.; 3. Innerösterreichs Münzpolitik von 1564 bis 1619, WNZ. LVII (1924), S. 19 ff. — Dazu kommen noch kleinere Aufsätze über einzelne Themen dieser Zeit, die aus meiner „Quellenkunde“ zu ersehen sind.

jenes dem Landesfürsten vereidigten Beamten, der die Überwachung des Münzmeisters und der ordnungsmäßigen Ausbringung der Münzen nach dem vorgeschriebenen Münzfuß zu überwachen sowie das Metall auf seinen Feingehalt zu probieren hatte. Seine eigentümliche Stellung innerhalb des Münzbetriebes wird am sinnfälligsten aus einem Erlaß der südholländischen Stadt Gorkum um 1587 deutlich, der geradezu herausragt: „Le guardain doit estre ennemy du maistre de la monnaie“, also daß der Wardein der Feind des Münzmeisters sein solle<sup>14</sup>.

Die Landschaft kaufte 1574 das Freihaus des Freiherrn Hans Hoffmann zu Grienbühel, das sich zwischen dem Paulustor, Burggarten und Hofgasse befand, aber für seinen künftigen Zweck erst umgebaut werden mußte<sup>15</sup>. Da aber nur Münzmeister und Wardein dort untergebracht werden konnten, trat der Erzherzog noch einen Teil seines benachbarten Gartens für die Münzschmiede ab. Dieses Münzhaus hatte seinen Eingang im heutigen Haus Hofgasse Nr. 3. Es erreichte aber, die drei Bürgerhäuser Sporgasse 24, 26 und 28 umfassend, mit der oberen Ecke neben dem sogenannten Eselstall (einem weitläufigen Gebäude zwischen der Ballhausgasse und der Pastete) die Sporgasse. 1622 ergab sich dann noch die Notwendigkeit, auch das Haus des bekannten Grazer Goldschmiedes Hans Zwigot in der oberen Sporgasse, heute Hofgasse Nr. 1, wo sich die Firma Hornig befindet, mit noch einem zweiten Haus aus Regierungsmitteln anzukaufen, um das Münzhaus den Bedürfnissen entsprechend zu vergrößern; denn das genannte Jahr fiel in die zweite metallene Inflation, die sogenannte „Kipperzeit“, die schlechte Münzen in riesigen Quantitäten herausbrachte und einen vervielfachten Betrieb erforderte. Vor dem Zwigothaus hat sich übrigens noch der alte Prellstein mit der Jahreszahl 1587 erhalten. Zu den Zeiten Erzherzog Karls und seines Sohnes Erzherzog Ferdinand, der später als II. dieses Namens die Kaiserkrone trug, war indessen die Ausmünzung nur gering. Golddukat und Taler und dessen Unterteilungen wurden nur wenig geprägt, dafür mehr das tägliche Kleingeld, wie Groschen, Zweier oder Halbbatzen (2-Kreuzer-Stücke), 2- und 1-Pfennig-Stücke. Der Taler hatte einen wechselnden Kurswert, ebenso der Dukaten. Der Gulden zerfiel in 60 Kreuzer, ein Kreuzer in vier Pfennige. Die Groschen hatten dann den Typus, der noch bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts beibehalten wurde, nämlich das Hüftbild (später das Brustbild) des Herrschers auf der Vorder- und drei Wappenschilder auf der Rückseite, deren eines der steirische Panther war.

<sup>14</sup> Wörterbuch der Münzkunde, S. 603 f. u. 735.

<sup>15</sup> Über das Grazer Münzhaus vgl. außer meinem vorerwähnten Aufsatz auch Franz Wolf, Die steir. Münzstätten u. ihre Angestellten. Schild von Steier, H. 4, Graz 1954.



Dieses Münzbild trug dem Groschen, der drei Kreuzer umfaßte, bei der Bevölkerung den Namen „Dreifeldgroschen“ oder „Dreilandlergroschen“ ein<sup>16</sup>.

Wenn auch die eigene steirische Münzprägung nach 1607, als die Landschaft dem Erzherzog Ferdinand das Münzhaus wieder abgetreten hatte, weiterhin relativ gering blieb, so war deswegen doch der Münzumschlag keineswegs beschränkt. Im Gegenteil. Denn wer hielt sich schon an den alten deutschen Rechtsgrundsatz, daß der Heller nur dort gelte, wo er geprägt ist. Die Steiermark war ein Grenzland. Diese Grenze war ständig bedroht, und infolgedessen durch Soldtruppen und Landesaufgebote, so gut es eben ging, bewacht. Für diese Söldner aber brauchte man Geld und abermals Geld. Es flossen wohl Subsidien von auswärts ein, aber mehr böse als gute Münzen. Was nicht umgemünzt wurde, lief weiter im Land um, natürlich war es das schlechte, da es ein uraltes Gesetz, das später nach dem königlichen Kaufmann des elisabethinischen Zeitalters, Sir Thomas Gresham, benannt wurde, besagte, daß die schlechte Münze immer die gute verdränge. Und überdies war auch Venedig nicht fern, in dessen Zecca die vollwertigen steirischen und Kärntner Münzen wanderten, die mit dem viel geringhaltigeren, deshalb auch verbotenen venezianischen Geld gekauft worden waren. Fahrende Händler und sonstige Bauernfänger kamen dabei ebenso auf ihre Kosten wie die Serenissima. Ganz arg aber wurde dies in der eben erwähnten „Kipperzeit“, oder richtiger und treffender gesagt, der Zeit der Kipper und Wipper. Es gibt verschiedene Deutungen für diese Bezeichnung. Die beste scheint mir die von Gustav Freytag in seiner vortrefflichen Darstellung dieser unheilvollen Münzkrise in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit gebrauchte zu sein. Nach ihm kamen die beiden Wörter aus Niedersachsen, wo kippen sowohl auf der Münzwaage betrügerisch wiegen als auch das gute Geld beschneiden, und wippen, die schwere, vollwertige Münze von der Waage werfen, bedeutete.

Diese Münzkatastrophe verdankte ihre Entstehung den riesigen finanziellen Anforderungen des großen Krieges, des Dreißigjährigen, und nahm ihren Ausgang von dem an erster Stelle bedrohten Böhmen. Den Anfang mit der Geldverschlechterung machte denn auch das böhmische Direktorium, dessen Mitglieder gleich auch die Gelegenheit wahrnahmen, sich schmählich zu bereichern. Der Kaiser selbst profitierte nichts daran,

<sup>16</sup> Über Münze und Volksmund s. Günther Probszt, Geld und Münze im steir. Wortschatz. In: „Siedlung, Wirtschaft und Kultur im Ostalpenraum“. Festschr. z. 70. Gebt. von Fritz Popelka. Veröff. d. Steierm. Landesarchivs II, Graz 1960, S. 87 ff., und ders. unter gleichem Titel in veränderter Form im Bericht über den 7. österr. Historikertag in Eisenstadt (28. bis 31. VIII. 1962), Wien 1963, S. 214 ff.

dafür aber um so mehr der einheimische katholische Adel. „Der Obrist Waldstein“, heißt es da, „kaufte und ließ sich schenken. Der konnte fordern: er hatte an Kriegsrüstung horrenden Summen verschoben. Jetzt holte er sich's mit Zinsen zurück<sup>17</sup>.“ Auch der Günstling des Kaisers, Ulrich von Eggenberg, brachte sein Schäfchen ins Trockene.

Von Böhmen griff die Krise auch auf die österreichischen Erblande einschließlich des salzburgischen Erzstiftes über. Man nannte das kaum mehr aus Silber bestehende neue Geld infolge der Streckung seines Edelmetallgehalts auch die lange Münze. Luschin, dem wir eine tief-schürfende Darstellung der Kipperzeit in der Steiermark verdanken<sup>18</sup>, fand auch einen Hinweis auf die mutmaßlichen Urheber der Münzverschlechterung. Den Hofkammerpräsidenten Polykarp Freiherrn von Scheitt, dann die Kärntner Münzmeister Christoph Prem und Melchior Putz beschuldigte der Volksmund geradezu dieser Urheber-schaft in dem Verslein

Der Scheitt, der Prem, der Putz  
Sein Gott und der Welt nichts nutz,  
Diese haben das lange Gelt aufpracht.

Daß diese drei zu einem nicht geringen Teil an der Einbürgerung der Kipperei in den beiden innerösterreichischen Münzstätten Graz und Klagenfurt durch ihre Amtstätigkeit teilgenommen haben, ist nicht zu bezweifeln, aber als Urheber können sie schon im Hinblick auf die böhmische Priorität nicht angesehen werden<sup>19</sup>. Abgesehen davon, hätte weder die Steiermark noch Kärnten sich aus dieser Katastrophe heraushalten können, da es jetzt sogar in dem früher so edelmetallreichen Kärnten, wo aus verschiedenen Ursachen die Produktion schwer zurückgegangen war, an dem nötigen Edelmetall fehlte, von der von Haus aus silberarmen Steiermark ganz zu schweigen.

Und so kam es denn, wie es kommen mußte. Als endlich im Dezember 1623 vom Kaiser der Wert der Kippermünzen auf ein Achtel des Nennwertes herabgesetzt wurde, was einem 87prozentigen Staatsbankrott gleichkam, gab es nur mehr Heulen und Zähneknirschen. Bis dahin hatte der Schmutz, besonders ins Venezianische, geblüht, arm und reich, alt und jung, Mann und Frau hatten sich unter den raffiniertesten Methoden

<sup>17</sup> Oskar Schürer, Prag. Kultur — Kunst — Geschichte. 3. Aufl., München-Brünn 1939, S. 195. — Über die Hintergründe dieser großen Münzkrise s. Anton Ernstberger, Hans de Witte, Finanzmann Wallensteins (Vjsh. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch., Beihefte Nr. 38), Wiesbaden 1954, bes. das Kapitel „Das Münzkonsortium“, S. 86 ff.

<sup>18</sup> Arnold Luschin v. Ebengreuth, Das lange Geld oder die Kipperzeit in Steiermark. Mitt. d. hist. Ver. f. Stmk. XXXVIII (1890), S. 26 ff.

<sup>19</sup> Ebda., S. 26. — Über Prem und Putz s. meine Arbeit „Die Kipperzeit in Kärnten“, WNZ. LII (1919), S. 1 ff., in der auch der Prozeß gegen Christoph Prem auf Grund der im Steiermärk. Landesarchiv erliegenden Akten geschildert ist.

daran beteiligt. An den Grenzen gab es viel zuwenig Organe, die ihn hätten verhindern können. Die breiten Massen der Bevölkerung aber hatten sich durch die große Zahl täuschen lassen, sie waren verblüfft und zugleich erfreut über die vielen Geldstücke, die sie während der Kipperzeit für einen harten Taler oder gar ein Goldstück erhalten hatten. Denn der Kurs für vollwertige Münzen war begreiflicherweise immer höher geklettert. Jetzt aber standen viele vor dem Nichts. Wer Lebensmittel haben wollte, mußte, wie in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, seine Wertgegenstände zu den Bauern tragen. Die Schuldenlast des Landes war Ende 1623 auf 1,029.007 fl. angestiegen, eine für damals horrende Summe. Ende 1624 war sie um beinahe 200.000 fl. größer. Dabei drohte ein Einfall des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen! Es dauerte Jahre, ja Jahrzehnte, bis die ungezählten Prozesse wegen der Tilgung der während der Kipperzeit gemachten Schulden abgeschlossen werden konnten.

Daß das Kipperunwesen wie eine geistige Epidemie mit elementarer Gewalt über Deutschland hereinbrechen und hier durch mehrere Jahre anhalten konnte, beruht in den unklaren Vorstellungen, die über das Wesen des Geldes im Schwange waren. Seit dem Mittelalter war man sich noch nicht darüber ins klare gekommen, ob bei einem Geldstück der Nennwert oder der Feingehalt das Wichtigere sei. „Da man den Ausgangspunkt von der Berechtigung des Münzherrn nahm, Münzen zu schlagen und als Zahlungsmittel auszugeben, so erscheint an der Ausübung des Münzrechts die Wertbeilegung, der valor impositus, das Entscheidende! Der Wert des Geldes beruhte auf der Autorität der höchsten Gewalt, nicht auf der Wertschätzung des Verkehrs, dies war der leitende Gedanke.“ Diese vom römischen Juristen Scaccia zu Anfang des 17. Jahrhunderts am weitesten entwickelte Theorie war es also, die der Kipperei in Deutschland eine breite Straße gebahnt und zugleich das Gewissen der Prägeherren beschwichtigt hatte<sup>20</sup>.

Man beeilte sich nun, möglichst große Mengen besserer Münzen zum Ersatz der schlechten, abgewerteten Münzen zu schlagen und schnellstens in Umlauf zu bringen, indem man aus den abgelieferten Kippermünzen neue gute Münzen schlug. Die schlechten hatten sich insbesondere in den landschaftlichen Kassen angehäuft, da sich in den vergangenen Jahren die Leute förmlich zum Schulden- und Steuerzahlen gedrängt hatten, eine recht fadenscheinige Opferwilligkeit, der die Landschaft auch zu begegnen versuchte. Überdies bemühte man sich, vollwertige Reichstaler anderer Münzstätten und Länder zur Umprägung ins Land zu bekommen, aber

<sup>20</sup> L u s c h i n, Kipperzeit, S. 54 ff.

alles war wirklich nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die österreichischen Länder begannen sich, nachdem die Reformen Maria Theresias für kurze Zeit eine Entspannung gebracht hatten, doch erst im 19. Jahrhundert wirklich zu erholen, nachdem sie noch den durch die Franzosenkriege verursachten Staatsbankrott von 1811 hatten über sich ergehen lassen müssen.

Unter Leopold I. hatte Österreich noch eine Münzkrise mitgemacht, die sogenannte „Kleine Kipperzeit“, die abermals eine ziemliche Verschlechterung des Münzfußes mit sich gebracht, aber doch lange keine so katastrophalen Folgen gehabt hatte wie die große. Dafür aber trat nach dem endgültigen Anfall Tirols 1665 und dem Zusammenschluß aller unter habsburgischem Zeppter stehenden Länder eine gewaltige innere Umwälzung ein: Aus dem territorialen Ständestaat wurde langsam ein kompaktes, absolutistisch regiertes, und bei aller notwendigen Schonung der nationalen Belange einheitlich regiertes Reich. Damit wurde auch den Landesmünzstätten das Todesurteil gesprochen. Das erste Opfer war St. Veit, wo das Münzhaus ganz und gar heruntergekommen war. Es vegetierte seit 1720 nur mehr ganz kurze Zeit als Metall-Einlöseamt weiter.

Der steirischen Münze in Graz war eine etwas längere Gnadenfrist gönnert. Unter Karl VI., Maria Theresia und ihrem Gemahl Franz von Lothringen gab sie noch ganz ansehnliche Münzreihen in Gold, Silber und auch schon in Kupfer, das bis dahin verpönt war, heraus. Hier in Graz wurden die letzten Münzen, und zwar Silberzwanziger mit dem Brustbild Maria Theresias oder ihres Sohnes und Mitregenten Josef II., mit dem Münzbuchstaben D im Jahre 1772 geprägt. Münzmeister war damals Carl Edler von Geramb! Auch das Grazer Münzamt, das bekanntlich 1755 in das Haus Sackstraße verlegt worden war, wurde jetzt in ein Münzeinlösungsamt umgewandelt, während das alte Münzhaus in der Hofgasse 3 für das Stempel- und Siegelamt eingerichtet worden war.

1781 waren dann nach langwierigen Verhandlungen die Stände wieder im Besitz der beiden Häuser in der Hofgasse.

Das ist in ganz großen Zügen die Geschichte der steirischen Münze. Zum Schluß möchte ich an die hier versammelten Historiker noch einen kurzen Appell richten: Es kommt immer wieder vor, daß der Versuch gemacht wird, alte Münzen in Münzwerte unserer Zeit umzurechnen. Das ist aber im Grunde eine irreführende Geschichtsfälschung! Man hat zwar versucht, verschiedene Verfahren auszuarbeiten, da sich auch ein historisch geschulter Leser keinen Begriff von der wirklichen Kaufkraft längst verschollener Münzgattungen machen kann. Näher an die Lösung des Problems führt eigentlich nur der Versuch heran, „die Veränderung des Geldwertes an den auf Edelmetallmengen reduzierten Warenpreisen zu



